

Saratower Deutsche Volkszeitung

Bezugspreis

mit Anstellung im Innern des Reiches:

6 Monate	4 R. — K.	3 Monate	2 R. 20 K.
5 "	3 " 40 "	2 "	1 " 60 "
4 "	2 " 80 "	1 "	1 " — "

Einzelnummer in Saratow 12 Kop.

" außerhalb " 15 Kop.

:: Adressenveränderung 40 Kop. ::

Bezugspreis fürs Ausland: 6 Monate = 6 Rbl.

Erscheint zweimal wöchentlich.

Adresse der Redaktion und der Geschäftsstelle:

Редакция газеты „Saratower Deutsche Volkszeitung“
(Саратовская Немецкая Народная Газета).

Саратовъ, Александровская ул. № 8.

Telegrammadresse des Zentralkomitees der deutschen Wolgakolonisten
sowie der Redaktion der „Sar. Deutsch. Volksz.“ СОРУСНМ.

Государственный
номер
№ 471-65

Anzeigen

werden berechnet pro einspaltige Petitzeile
oder deren Raum auf der ersten Seite 40 Kop.,
nach dem Text 20 Kop.

Bei Monats- und Jahres-Anzeigen

Rabatt.

Jahrgang I.

Saratow, den 28 September 1917.

№. 26.

Freiheits-Anleihe von 1917,

herausgegeben auf Verordnung der Zeitweiligen Regierung vom 27. März 1917.

Die Obligationen der Anleihe erscheinen im Werte von 50, 100, 500, 1000, 5000, 10 000 und 25 000 Rbl. und tragen 5 Jahresprozente, die zweimal im Jahre am 16. März und 16. September zur Auszahlung gelangen.

Das Zentralkomitee der deutschen Wolgakolonisten in Saratow hat im Auftrage der Kreisbevollmächtigten-Versammlung die Organisation der Zeichnung auf die Freiheits-Anleihe übernommen und dafür die nötigen Anstalten bereits getroffen. Der Kassierer des Zentralkomitees Herr J. Borell ist zu diesem Zweck in die Zahl der Mitglieder der Anleihekommission der Reichsbank eingetreten. Die Kolonisten werden gebeten, in Sachen der Freiheits-Anleihe sich an Herrn J. Borell zu wenden. Adresse: Ив. Дж. Борель, Саратовъ, контора Борель.

Сlobornaja Nr. 25, Heilanstalt gegenüber der Wwedenskaja. — Eigens Haus.
der Aerzte **L. Bucholtz** und **M. Grasmir**
— Besondere Einrichtung für chirurgische, Frauenkrankheiten und Geburtshilfe. —
Krankenempfang von 8—12 Uhr.

Bahnarzt J. Kahn
Ehem. Assst. demonstrator der Moskauer Zahnärztlichen
Schule von W. Grefe.
Empfang von Zahnkranken
täglich von 5—7 Uhr abends.
Freundliche, schonende Behandlung. Konstantiner Straße
№ 3, Qu. 7, Haus Plafschin, gegenüber der Reichsbank.

Saratower Motorenfabrik
„Nowyj Sotrudnik“
D. G. Behring
Saratow, Kasarmennaja № 12,
annimmt Bestellungen an auf Reparatur von Motoren so-
wie auf Eisengleiserei,
zu ermäßigten Preisen.

Vom zweiten deutschen Kongress des Wolgagebiets.

(Schilling vom 19.—22. September 1917.)

Unser erster Kongress im April d. J. stand unter dem Zeichen der Freude und Begeisterung. Die Freiheit war uns eben geschenkt worden. Wir fühlten uns von drohendem Verderben gerettet. Wir fingen an, nach dunkler schwerer Nacht, wieder an den Tag zu glauben, weil uns das Morgenrot von Ferne zu grüßen schien. Weil wir wieder Deutsche sein durften. Weil uns unsere Muttersprache neu geschenkt war. Weil das Schwert, das über unsrem Haupte hing, Liquidationsgesetz genannt, hinweggenommen war, und wir uns unsres Besitzes wieder freuen konnten. O es gab so viel Grund zur Freude.

Inzwischen sind 5 Monate ins Land gegangen. Wir haben uns an die neue Freiheit gewöhnt. Wir haben auch ihre Schattenseiten kennen gelernt. Wir haben rastlos gearbeitet, um uns im neuen Rußland neu einzurichten. Wir haben dabei die neuen Gefahren entdeckt, die uns auch jetzt noch drohen. Die Frage, wie wir uns für die Zukunft einzurichten haben, ist immer gebieterischer an uns herangetreten. Wir geben uns keinen müßigen Träumen mehr hin. Die Forderungen des Tages stehen zu klar vor uns. Nur daß sie verschieden gedeutet werden. Je nach dem Parteistandpunkt.

Der zweite deutsche Kongress des Wolgagebiets, der dieser Tage in Schilling stattfand, hat uns bewiesen, wie viel weiter wir heute sind als im Frühjahr. Er hat

bewiesen, wie fest wir auf dem Boden des neuen Rechts stehen.

Unsre deutsche Organisation, die im Frühjahr ihre erste Schritte tat, ist zu einem bedeutenden Faktor unsres Lebens geworden. Selbst die, die sie vor Monaten noch bekämpften, erkennen ihre Bedeutung und Notwendigkeit an und beugen sich unter ihre Autorität. Der Einheits- und Zusammengehörigkeitsgedanke, die Einsicht in die Notwendigkeit eines festen Zusammenschlusses, durchdringt heute alle Schichten unsres Volkes. Auch politisch hat man sich im Laufe dieser Zeit zurecht zu finden gewußt. Wenn auch noch viele unreife Ideen und Vorstellungen in einzelnen Köpfen spuken, was ja in einer so verworrenen und haltlosen Zeit, wie der unsrigen, nicht verwunderlich ist — im allgemeinen weiß doch jeder sich zurecht zu finden.

Unser zweiter Kongress bedeutet einen großen Fortschritt gegenüber dem ersten. Wohl gab's stürmische Szenen, heiße Debatten, kantige Gegensätze, auseinandergehende Grundzüge — trotzdem aber war die klare Einsicht in die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der Wille, auch bei entgegengesetzten politischen Anschauungen, zusammenzugehen in der Arbeit für unser Volk so groß und stark, daß er alle Gegensätze überbrückte. Und wie heiß auch manchmal die Redeschlachten waren, wie hart auch die Meinungen aufeinander prallten — ein Gebiet gab's, wo wir uns immer wieder verstehen konnten und uns schließlich auch verstanden — das war der gemeinsame nationale Boden, das Bewußt-

sein, Deutsche zu sein, der Wille sich als Deutsche zu behaupten, wenn es sein muß, gegen eine Welt von Feinden.

Es wird uns immer unvergeßlich bleiben, wie selbst ein geschwornener Sozialdemokrat stante: „Ich bin deutsch bis ins Mark er Knochen“ und ein anderer hervorhob, daß auch für ihn die Nationalität an erster Stelle in seinem Programm stehe.

Von der erdrückenden Mehrheit des Kongresses, die sich zu den Parteilofern zählt, dieweil sie sich keiner der bestehenden Parteien anschließen kann und nur uns betont wissen will: die Arbeit für unser Deutschtum, für unsere nationale Unabhängigkeit — brauch ich hier nicht zu reden. Ihr Standpunkt war von vornehmer Klar.

Und wie ernst es dieser Mehrheit um die Einigung aller Deutschen auf nationaler Grundlage zu tun war, zeigt ihr Beschluß, sich die ausgesprochenen Parteimänner, wie die Sozialisten sind, in ihre Kandidatenlisten für die verfassungsgebende Versammlung anzunehmen, falls sie sich bereit erklären unsere deutsche Sache an erster Stelle zu vertreten, mit allen Kräften für unsere nationale Unabhängigkeit einzutreten. Daß unsre Parteipolitiker dazu bereit waren, zeigen ihre oben erwähnten Aussprüche, zeigt ihre Bereitwilligkeit, sich auf der gemeinsamen nationalen Plattform mit uns zusammenzufinden. Das ist ein erster großer Sieg des nationalen Gedankens in unsrer Mitte.

Was von den Parteien gilt, das gilt von den Konfessionen. Protestanten und Katholiken stehen als Brüder nebeneinander auf derselben nationalen Grundlage, kämpfen Schulter an Schulter für dieselbe große Sache.

Aber auch der separatistische oder lokalpatriotische Zug, den wir noch auf dem ersten Kongress bemerken konnten, war jetzt völlig überwunden. Es wurde nicht mehr gefragt auf dem zweiten Kongress: Aus welchem Gebiet stammt ihr? Seid ihr auch wirkliche Wolgakolonisten? Es wurde nur gefragt: Seid ihr Deutsche? Wenn „ja“, dann reichen wir euch freudig die Bruderhand. Ich erinnere nur an die Flüchtlingsfrage. Wären wir im Frühjahr zur Lösung dieser Frage reif gewesen? Ich glaube kaum. Und mit welcher Einmütigkeit und Opferwilligkeit wurde sie jetzt gelöst! Mit welcher Herzenswärme werden die Flüchtlinge als gleichberechtigte Brüder in unsrer Mitte aufgenommen!

Auf einen letzten Umstand sei noch hingewiesen.

Auf unsrem Kongress in Schilling wurde nur deutsch gesprochen. Niemand hat es gewagt, sich einer andern Sprache zu bedienen.

Wie anders war es in dieser Hinsicht noch im Frühjahr! Wie oft wurde damals noch der deutsche Charakter des Kongresses dadurch getrübt, daß manche Redner überhaupt nicht deutsch sprechen wollten.

Und diesmal gab's nur eine Sprache — die deutsche! Die deutsche Sprache in ihrem ganzen Reichtum und ihrer ganzen Vielgestaltigkeit — vom reinsten Hochdeutsch bis zu den fernigen Mundarten unsrer Kolonien.

So siegte auch hier der Wille, etwas Ganzes und Bodenständiges zu sein.

Der zweite deutsche Kongress des Wolgagebiets, in einem deutschen gastfreundlichen Dorfe abgehalten — bedeutet eine große geschichtliche Etappe in unsrem deutschen Kulturleben hier an der Wolga.

Der Chronist wird über diesen Kongress noch viel zu berichten haben. J. S.

Einige Randbemerkungen zum Schillinger Kongress.

Der zweite Kongress der Wolgabedeutschen, der am 19.—22. d. M. in Schilling tagte, hat große Arbeit geleistet, obgleich er an der Beteiligung (240 Delegierte) geringer war als der erste Kongress in Saratow. Unserer gemeinsamen deutschen Sache drohte Gefahr, unsere auf dem ersten Kongress mit Begeisterung geschaffene deutsche Organisation war auf dem Wege, im Meer der Parteistreitigkeiten und der Kräftezersplitterung, wie sie gegenwärtig, wie im ganzen Reiche so auch bei uns, die Gemüter außerordentlich erregen und sich in leidenschaftlichen Kämpfen austoben, unterzugehen. Der Schillinger Kongress hat uns dieser Gefahr entzogen und das große und schwere Werk des Zusammenarbeitens aller deutschen Kräfte der Wolgakolonien zu gemeinsamer nationaler Arbeit vollbracht.

Der Streit betraf, wie das jetzt leicht zu begreifen ist, den Parteistandpunkt, den die Deutschen einzunehmen hätten. Er drehte sich, genauer gesagt, um die Begriffe „Sozialist“ und „Nichtsozialist“. Die Letzteren waren geneigt, alles Unglück, das jetzt in Rußland passiert, den Sozialisten in die Schuhe zu schieben, wogegen sich die Sozialisten männlich wehrten und behaupteten, daß der Sozialismus nicht Unglück, sondern nur Glück und Heil dem leidenden, unterdrückten Volk bringe.

Es sei mir gestattet, ganz unparteiisch meine Meinung hierüber auszusprechen. Ich glaube auch ein Recht dazu zu haben, da ich schon lange vor dieser Revolution an den Bestrebungen der Sozialisten teilgenommen, und zwar in einer Zeit, wo das Politiktreiben mit großer Gefahr verbunden war. Das mußte ich auch am eigenen Leibe erfahren, indem ich am 2. April 1886 verhaftet, in die Festung Petrowpawlowsk gebracht und dann zur besseren Abkühlung des jungen Bluts nach Sibirien, an die Grenze des Irkutsker und des Jakutsker Gouvernements, verbannt wurde. Nach 7 Jahren erst, am 3. Januar 1893, kam ich wieder nach Saratow zurück. Ich wurde damals beschuldigt der Angehörigkeit der sozialistischen Gruppe „Народная Воля“, die, nachdem sie an ihrer ursprünglichen friedlichen sozialistischen Aufklärungsarbeit unter dem Volk durch die Verfolgung der Behörden verhindert worden war, terroristische, den Sturz der bestehenden Regierungsgewalt erstrebende Ziele verfolgte. Am 10. Mai 1894 wurde ich zum zweiten Mal verhaftet. Diesmal als Anhänger der Sozialistengruppe „Народное Право“, die eine rein konstitutionelle Verfassung des Staates erstrebte. Doch am 20. Oktober 1894 schon, gleichzeitig mit dem Ableben des Kaisers Alexander III., wurde ich wieder frei und durfte mein Schlußexamen an der Akademie machen.

So habe ich auch an meinem Teile für den Sozialismus gearbeitet und gelitten. Wenn man mich aber fragt, zu welcher Partei ich damals mich bekannt habe, so muß ich sagen, zu gar keiner. Es galt, für das Wohl des Volkes zu arbeiten, und jeder, der ein Herz dafür hatte, gab seine Kräfte voll und ganz der Sache hin, ohne dabei, wie das jetzt vielfach und allzu leidenschaftlich geschieht, enge Parteiziele zu verfolgen.

Diesen Standpunkt mußten, meines Erachtens, auch wir Deutschen in Rußland einnehmen. Unsere Lösung mußte sein: Er-

haben über alle Parteien, wenn es die gemeinsame nationale Sache gilt, Zusammen- schluß aller Kräfte, einmütige Arbeiten an der Volkswohlfahrt, eng geschlossene Reihen im Namen des Deutschtums! Dabei soll und kann jeder sein eigenes, persönliches, poli- tisches Bekenntnis haben, gerade so wie wir auch unsere verschiedenen religiösen Bekennt- nisse haben und trotzdem uns als Deutsche fühlen und uns zu gemeinsamer nationaler Arbeit zusammenfinden. Wir haben in unseren Kolonien keinen Ueberfluß an Kräften, drum nur her, wer deutsch fühlt und für sein Volk arbeiten will, es darf keiner, sei er rechts oder links stehend, ausgeschlossen werden! —

Jedweder Parteikampf kann für uns nur schädliche Folgen haben, denn er zersplittert unsere Kräfte. Auch gegen den Sozialismus sollte man nicht ohne weiteres als gegen eine „rote Gefahr“ kämpfen, sondern vielmehr bemüht sein, das Gute an demselben anzu- nehmen und im Volke das Verständnis für dieses Gute aufzuschließen, ohne es selbstver- ständlich durch leidenschaftliche Reden zu Aus- schreitungen zu verleiten.

Die Sozialisten werden, wie gesagt, be- schuldigt, an dem ganzen Unheil Rußlands schuld zu sein. Man behauptet die Sozialisten können keine Christen sein, weil sie Unruhe und Unfrieden stiften. Sogar dem großen sozialistischen Denker Deutschlands Karl Marks wird am Zeug geklistert. An der Hand von Zahlen will man beweisen, daß der Sozialis- mus in Deutschland abnehme: von 3 Mill. sei die Zahl der Sozialisten in Deutschland auf etwa 700 tausend herabgesunken. . . . Es ist ja wahr, Rußland kann sich jetzt, von außen angefaßt, seines Sozialismus nicht so sehr rühmen, denn die sogenannten „Towa- rischtschi“ versalzen bischen zu sehr die demo- kratische Suppe. Erlaubt sich nun einmal unser junger, kaum flügge gewordener Sozia- lismus taktische Fehler, so darf man deshalb doch nicht den ganzen Sozialismus verdammen und sozusagen das Kind mit dem Bade ausschütten.

In Deutschland ist der Sozialismus alt und verfügt über einen reichen Schatz von Erfahrungen. Auch ist der Germane an und für sich weniger leidenschaftlich und heißblütig als der Slawe, er geht ruhig und besonnen vor und versteht, seine Handlungen den Zeit- umständen anzupassen, wobei ihm das allge- meine Wohl des Vaterlandes als das höchste und heiligste Gesetz gilt. Das sehen wir jetzt ganz deutlich an der Handlungsweise der deutschen Sozialdemokraten. Der deutsche Sozialdemokrat sagt sich als nüchternen Patriot: Jetzt ist es Kriegszeit, jetzt gilt es, das Vater- land zu retten, da muß die Parteipolitik weg- bleiben, jetzt ist es nicht die Zeit dazu, jetzt ist sie ein Luxus, die den allgemeinen Inter- essen des Staates nur schaden kann, indem sie unsere Kräfte zersplittert und unsere Wehr- kraft schwächt. So denkt, wie gesagt, der nüchterne und besonnene deutsche Sozialde- mokrat. Anders ist es bei uns. Wir sind von einem Taumel ergriffen und wie wilde Derwische fallen wir in Parteiwut über ein- ander her und zerfleischen einander, ohne dabei der allgemeinen Interessen des Staates zu gedenken. Das ist unser Verderben.

Somit ist es ganz verständlich, daß gegen- wärtig in Deutschland die Zahl der Sozial- demokraten, d. h. solcher Vertreter dieser Partei, die offen den Parteikampf ausfechten, von 3 Mill. auf 700 tausend herabgesunken, bei uns in Rußland aber, dank der Revolution und der oben erwähnten Umstände, sagen wir,

von 700 tausend auf 3 Mill., ja vielleicht 30. Mill. und mehr gestiegen ist. Daß aber nach dem Kriege in Deutschland die Zahl der Sozialdemokraten mehr als 3 Millionen betragen wird, daran zweifle ich keinen Augenblick.

Es wäre also ein großer Irrtum, wenn wir den Sozialismus hier und in Deutschland mit ein und demselben Maß messen würden ohne dabei die gegebenen Umstände, den Volks- charakter und — was sehr wichtig ist — das kulturelle Niveau (Stand, Höhe) der Bevöl- kerung, der Masse zu berücksichtigen.

Es wird viel davon gesprochen, daß Christus der erste und beste Sozialist war. Betrachten wir die ganze hingebende, auf- opfernde Tätigkeit Christi für das Volk, für die Mühseligen und Beladenen, und sein verdammendes Reden an die unbarmherzigen Reichen sowie die vielen Werke der Barm- herzigkeit, die er an seinen leidenden Mit- menschen getan, so müssen wir die Wahrheit der obigen Behauptung voll und ganz an- erkennen. So müßte auch die christliche Kirche eine Anstalt der christlich-sozialen Nächsten- liebe sein. Ist sie das aber immer gewesen? Man denke nur an die Ströme Bluts, die im Mittelalter „im Namen Christi“ vergossen worden sind, an die graufigen Inquisitionen, gerichte und dergl. mehr. Gibt das uns aber das Recht, das Höchste und Heiligste in der christlichen Lehre, das Prinzip der Nächsten- liebe, zu leugnen und das Christentum als solches um der Greuelthaten der Kirche willen zu verachten? — Das hieße ja dann auch das Kind mit dem Bade ausschütten. Denn das Christentum hat auch Männer aufzu- weisen, die ewig als Sterne am Himmel des Christentums leuchten werden, deren Nächste- liebe und Aufopferungsfähigkeit keine Grenzen kannten.

Auch der Sozialismus hatte, z. B. in den 60er Jahren in Rußland, nichts weiteres im Sinn, als das Volk durch friedliche Unter- haltungen und Belehrungen in den Dörfern aufzuklären — allein da wurden bald die Gefängnisse voll und viele kamen an den Strang. Die Folge davon war, daß an Stelle des Grundgesetzes „Böses mit Guten vergelten“, der Terrorismus (Schreckensher- schaft) eintrat, dem viele ungerechte und grau- same Minister, selbst der Kaiser Alexander I. zum Opfer fielen. Auch der Sozialismus hat kritikalreine Namen aufzuweisen, wie: Sophia Perowskaja, Sibaltitsch, Schelchowa und andere, in der Gegenwart: Juri Kropotkin, die Großmutter der Revolution G. N. Breschts- Breschkowskaja, die von Jugend auf bis ins graue Alter (über 70 Jahre alt) ihrer Fahne treu geblieben ist.

Wie das Christentum so hat auch der Sozialismus unzählige Märtyrer aufzuweisen, die um ihrer Ueberzeugung willen in den Kerker geschmachtet sind und ihre Treue mit dem Tode besiegelt haben. Und wenn ein Sozialist kein eifriger Katholik oder Lutheraner ist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er nicht ein überzeugter Christ sein kann und es vielleicht noch eifriger mit seinen Christen- pflichten nehmen als mancher eifrige Anhänger einer Kirche oder Sekte. — Der Schriftsteller N. N. Slatowratski, der viel über das Set- tenwesen geschrieben hat, war einmal auf einer Versammlung der Molokanen, wo über die Nichtmolokanen hergezogen wurde und man sie alle zur Hölle verdamnte. Da fragte Slatowratski die Molokanen, die ihn gut kannten, was sie ihm Schlimmes nachreden könnten. Da lobten ihn die Molokanen und

bekannt, daß sie nichts Böses von ihm wußten. So habe ich also, sagte der Schrift- steller, als guter Mensch die Hölle nicht ver- dient, in den Himmel aber wolle ich nicht, weil ich nicht Molokane bin, nicht hereinlassen, wohin komme ich denn dann? Nun, man soll wohl für dich einen dritten Ort einrichten? war die Antwort der engherzigen und ver- bohrten Vertreter einer Religionspartei. . . . Wir aber haben den Trost, unter dem Himmel einen Ort zu verstehen, wo alle ehrlichen und sittlichen Menschen einen Platz finden werden — seien sie Molokanen oder Nichtmolokanen, Sozialisten oder Nichtsozialisten.

Wie das Christentum für die Greuel- thaten, die in der christlichen Kirche vorgekommen sind, nichts kann, so kann auch der wahre, echte Sozialismus nichts dafür, daß jetzt in Rußland, in einer Zeit des größten Wir- warrs, jedes Gefindel sich Sozialist oder „Towarischtschi“ nennt und unter diesem Deckmantel seinen gemeinen, bösen Leiden- schaften fröhnt. Trotz all dieser traurigen Auswüchse kann doch nicht gelehrt werden, daß der Sozialismus auch hier in Rußland in jüngster Zeit manches Gute gezeitigt hat: man hat die Mühe und Arbeit des armen Mannes besser abschätzen gelernt und seinen bis dahin so bitteren Kampf ums Dasein be- deutend erleichtert. Man ist gezwungen, mehr an seinen darbenenden Mitmenschen zu denken. Das ist trotz aller Auswüchse und Ueberrei- bungen auch auf diesem Gebiete immerhin eine der schönsten Früchte, die der Sozialismus auch bei uns gezeitigt hat.

Wir sehen also, daß ein guter Mensch überall Gutes tun kann, mag er Sozialist oder Nichtsozialist sein, drum rufe ich noch einmal zu: Seid erhaben, ihr Wolgadeutschen, über alle Parteien, reichet über sie hinweg einander die treue Bruderhand und arbeitet so friedlich und einmütig zum allgemeinen Wohl der Menschheit und zur Hebung und Förderung unserer teuren nationalen Güter! S. Kling.

Erfreuliche Tatsache.

Eine der ersten Taten der Regierung des revolutionären Rußland war die Gleichstellung der Rechte aller Nationalitäten und die Auf- hebung aller Beschränkungen, die bei der alten Ordnung bestanden. „Trenne und herrsche“ — das war die Regel bei der alten zarischen Regierung. „Es gibt keine Bevorrechteten und keine Entachteten“ — wurde die Losung des neuen Rußland. Mit der Aufhebung der allgemeinen Beschränkungen fielen auch die nationalen Beschränkungen in der Armee.

Und doch ist eine nicht große Gruppe noch da, die scheinbar von der neuen Ordnung vergessen worden ist. Das sind die Soldaten von deutschen Kolonisten. Sie selbst tren- nen sich von der zarischen Regierung immer und überall bemüht, eine Nation zu finden, auf welche sie die Aufmerksamkeit des Volkes lenken konnte, als auf eine Quelle des Übels, das von der Bevölkerung unter dem Joch der Selbstherr- schaft schwer empfunden wurde.

Die Juden, die Polen und andere Völker — sie alle schon dienten als Gegenstand zur Ablenkung des Volkswillens vom Haupte der Regierung auf andere. Der Krieg mit Deutschland begann, nun erschienen die russi- schen Deutschen freiwillig als die besten Mit- ablenker. Man begann die sogenannten „Liqui- dation des deutschen Landbesitzes“, die kleine und große Besitzer ruinierte, welche sich schon lange in Rußland als in ihrer Heimat ein-

gelebt hatten. Und das alles geschah, als liege es im Interesse des Volkes. Die Zeit- weilige Regierung stellte diese üble Sache sofort ein. In der Armee jedoch sollte der deutsche Kolonistenfeldat auf immer ein recht- loser Untermititär bleiben, ja er wurde sogar unter beständigem Verdacht gehalten. Selbst- verständlich konnte durch solche Maßnahmen keine Vaterlandsliebe eingeflößt werden. Den- noch blieben die deutschen Kolonisten Rußland aufrichtig treu, denn es ist ihre Heimat.

Der Gebietsverband der Kaukasischen Armee hat folgende Resolution angenommen: „In Anbetracht des Umstandes, daß das freie revolutionäre Rußland nichts von einer Ein- teilung der Bürger in Kategorien wissen kann, und daß die deutschen Kolonisten schon seit dem Beginn des Krieges alle Beschwerden der Kriegszeit tragen, erachtet der Verband als unbedingt nötig, daß die deutschen Kolonisten in Rechten und Pflichten allen Bürgern des großen, freien, revolutionären Rußland gleich- gestellt werden.“

Nun ist es anders geworden: Der Kriegs- minister hat befohlen, den deutschen Kolonisten alle Beschränkungen, die ihnen den Eintritt in Militärschulen und die Erlangung des ersten Offiziersrangs verhinderten, abzunehmen.

Also noch eine erfreuliche Tatsache. Noch ein Schritt vorwärts. Die Reste des abso- lutistischen Unrats werden ausgekehrt. Die Demokratie ist in die Möglichkeit gesetzt, neue gleichberechtigte Kameraden in der verant- wortungsvollen, schweren Prüfungsstunde der Revolution zu bekommen. W. S.

Rußland.

Neues Ministerkabinett.

Petersburg, 25. Sept. Amtlich. Erlasse der Zeitweiligen Regierung: 1) Das Mitglied der vierten Reichsduma Alexander Konowa- low wird zum Minister des Handels und der Industrie und zum Stellvertreter des Minister- präsidenten ernannt. 2) Der Gehilfe des Mi- nisters der Arbeit Kosma Gwosdew wird zum Minister der Arbeit ernannt. 3) Der Rechts- anwalt des Bezirks des Moskauer Gerichtshofs Pawel Maljantowitsch wird zum Justiz- minister ernannt. 4) Der Stellvertreter des Mi- nisterpräsidenten und Minister des Außern Mi- chail Tereschtschenko wird, auf Grund einer Eingabe, von dem ersten Posten befreit. 5) Der Vertreter des Verkehrsministeriums Alexan- der Litwosow wird zum Verkehrsminister ernannt. 6) Der Vorsitzende des Moskauer Ge- biets-Kriegsindustrie-Komitees Sergej Smir- now wird zum Reichskontroleur ernannt. 7) Der Vertreter des Finanzministeriums Professor des Petersburger politechnischen Instituts Mi- chail Bernazki wird zum Finanzminister er- nannt und verbleibt Professor des genannten Instituts. 8) Der Kommissar der Stadt Moskau Nikolai Kischnik wird zum Minister der Reichs- fürsorge ernannt.

Der Vorsitzende des Moskauer Börtienko- mittees Sergej Tretjakow wird zum Mitglied der Zeitweiligen Regierung und Vorsitzenden des ökonomischen Rats bei der Zeitweiligen Re- gierung ernannt.

Entlassung der Soldaten älterer Jahrgänge.

In einem Befehl des Kriegsministers wird bekannt gemacht, daß demnächst ein besonderer Befehl erscheinen werde betreffs Entlassung älterer Jahrgänge aus der Armee. Gegen- wärtig wird festgestellt, welche Jahrgänge be-

was man hierzulande einen vollmaftigen Jungen nennt, ein wilder blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunkeln Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam aus- nehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt schon daran, daß sein altherber Willkommensgruß fast alles aus der Ordnung brachte.

Man schwieg geraume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin,“ sagte der Schilder-David und warf dabei einen bedeutenden Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchesten gezeichnet, und die große Schere der Leegart schnitt mit jenem eigentümlichen, auf dem Tische nachjurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

„Weiß du heute daheim, die Mühle ist zu- gestoren,“ sagte der Schilder-David zu Joseph und ging nach seiner Werkstätte. Diese war auf einem Speicher der untern Sägmühle in einem kleinen Verschlage. Hier stand eine Dreh- bank mit einem Riemen an einer Walze, die an das Triebrad in der untern Mühle befestigt war, und die Wasserkraft, die das große Werk trieb, drehte auch die Welle, an der David die Uhren- schilder fertigte.

(Fortsetzung folgt.)

Fenilleton.

Joseph im Schnee.

Dorfgeschichte von Berthold Kuerbach. 9. Fortsetzung.

Siebentes Kapitel.

Beim Schilder-David.

„O weh! die Leegart!“ hatte der kleine Joseph gerufen, und der Großvater gab ihm dafür eine tüchtige hinters Ohr. Der Knabe schrie, der Großvater zankte, und die Mutter schrie und zankte zugleich, denn der Großvater duldete es nicht, daß sie den Knaben mit einem guten Wort beschwichtigte, und die Leegart sagte mit weisem, allerdings etwas näselndem Tone: „Das ist ja schrecklich, was ich da für einen Empfang bekomme! Ich sollte nur gleich wieder umkehren: man könnte abergläubig sein. Aber nur um Gottes willen keinen Aberglauben! Das ist das Schreckliche auf der Welt: da plagen sich die Menschen mit Sachen herum, die gar nicht da sind, und man hat schon Plage genug mit Sachen, die wirklich da sind. Nein, ich bleib! Guten Morgen, Joseph! sag schön guten Morgen! So, so, gib mir die Hand.“

„Der Bub! hat heute nacht nicht geschlafen und weiß nicht, was er redet,“ suchte Martina zu entschuldigen.

„Braucht keine Entschuldigung, es wird weiter nichts davon geredet,“ sagte Leegart und legte ihre kleine Schere mit dem großen und kleinem Griff, daneben eine kleine Schere, Nadelzeug und

Wachsstock, alles auf dem Paradeisfen, worin ein schwerer Backstein eingehüllt war, auf den Tisch. Hiermit hatte sie Besty ergriffen vom Hause, und sie regierte es, wie vom festen Thron herab, denn sie stand den ganzen Tag nicht mehr auf. Bevor sie sich indes niederließ, ging sie in die Kammer und kam um einen Rock verschmälert wieder zurück, denn sie ließ sich nur sehr sauber gekleidet auf der Straße sehen, wollte aber ihren guten Rock nicht verstoßen. Sie rückte sich beim Wie- dereintritt in den Tisch bequemlich zurecht setzte sich, und Martina rückte ihr den Schemel unter die Füße, und nun gab Leegart ihre Be- fehle kurz und klar, und so sagte sie jetzt: „Mar- tina, bring das Essen.“

Martina brachte den Hafertbrei, stellte ihn auf den Tisch. Joseph betete vor, und aus der Auswahl seiner Gebete heute das kürzeste:

„Speiß Gott, tränk! Gott alle armen Kind, Die auf Erden sind. Amen.“

Joseph hatte seine Tränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne und es gab gar keine Grenz- streitigkeiten.

In der Stube war alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Fenwand, ge- rade über dem großen alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingnen Kopf eingeschlagen, da hatte einst der Konfirmationspruch der Mar- tina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf und David hatte strengen

Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dicke, schneeweiße und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe, und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweißer, etwas flockiger Bart. Das Gesicht aber hat noch etwas jugendlich Frisches, zumal die tiefblauen Augen, die mit den schwarzen Brauen fast fremd darin erscheinen.

Die Frau des Schilder-David ist ebenfalls eine große schlanke Gestalt, von ihrem Gesicht kann man aber wenig sehen. Sie hat beständig mit dicken Lächern das ganze Gesicht verbunden, und wenn sie spricht, merkt man an ihren mühsam hervorgebrachten Lauten, daß sie sich selber nicht hört.

Die Näherin Leegart ist eine feine, blasse, fast vornehme Erscheinung, schon bei Jahren, aber man sieht ihr noch immer die Spuren ehe- maliger besonderer Schönheit an; dabei trägt sie sich immer leicht und fein. Die schwarzstüchene Jacke ist nur oben am Hals zugelnüpft, von da an ist sie frei und offen und zeigt einen breiten, schneeweißen Brustflak. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß sie bisweilen eine kleine Piße nimmt; man sieht ihre Dose nie, und sie nimmt die Piße so schnell und zierlich, daß sie kaum mit den Fingern die feingeschmückte Nase berührt.

Der kleine Joseph, man sollte es nicht glauben, daß er vor wenig Wochen erst sechs Jahre alt geworden ist; man schätzt ihn leicht drei Jahre älter. Derb und mächtig in Gliedern,

freit werden sollen. Die Eisenbahnlinien werden in Bereitschaft gesetzt und die Verbindung zwischen der Armee und dem Rücken zu diesem Zweck hergestellt. Jedwedes eigenmächtige Weggehen aus den Truppenteilen vor der Bekanntmachung des genannten Befehls wird als Fahnenflucht angesehen werden, und die eigenmächtig Weggegangenen werden zurückgebracht und dem Gericht überantwortet werden. Die Chefs, welche vor dem Erscheinen des Befehls irgend jemand entlassen, unterliegen der Verantwortung auf Grund der Gesetze der Kriegszeit. Man plant, die in den Jahren 1895 und 1896 Einberufenen am 1. Oktober nach Hause zu schicken.

Vom Krieg.

In Riga.

Nach Mitteilungen der in Riga erscheinenden deutschen Zeitungen „Rigische Rundschau“ und „Neueste Nachrichten“ nimmt das Leben in der Stadt den normalen Verlauf an. Die bestehenden Verpflegungsstellen funktionieren weiter, es wird eine Registrierung der Bevölkerung nach Alter und Nationalität vorgenommen und eine Kriminalpolizei organisiert. Die Magazine sind fast alle geöffnet, mit Ausnahme einiger russischer und lettischer, die vor der Einnahme der Stadt evakuiert worden sind. In der Stadt gibt es wenig Truppen. Das 4. Landbergeregiment hat die Nachtwache.

Die Deutschen besetzten sich auf unseren früheren Positionen: am Segel- und Stindsee, am Fluß Segel, an der Eisenbahnlinie und der Chaussee Riga-Pflov und Kurtenhof.

Der Feind benutzt die von uns eiligst gebaute zweite Bahnlinie Riga—Wenden, die von uns noch gar nicht benutzt worden ist.

Am Strand werden bei Pernikau Betonplattformen errichtet zur Aufstellung von schweren Geschützen.

Ueber die feindliche Flotte liegen keine Nachrichten vor.

Ungeachtet des äußeren Stillstandes bereitet sich doch die Dvinsker Front auf ernste Kampfoperationen vor, da der Feind, der sich auf Illust stützt, recht tätig ist. Doch sind die Kräfte der Deutschen im Rayon Doster—Sellburg—Kreuzburg—Illust nicht groß. Ueberwiegend sind die Artillerie und Maschinengewehre. Es liegt offenbar die Absicht vor, unsere Kräfte von der Rigaschen Front abzulenken, wo die Deutschen stark befestigt sind, nach Wenden durchzubrechen. (W. Br.)

Ausland.

Rede des österreichischen Außenministers Grafen Tschernin über die Friedensbedingungen.

Stockholm, 20. September. Wie das österreichische Korrespondenzbüro mitteilt, hielt der österreichisch-ungarische Außenminister Graf Tschernin am 19. September, während eines Mittagessens, das ihm zu Ehren von dem Ministerpräsidenten Wästerle gegeben wurde, eine Rede über die Grundlagen der internationalen Beziehungen, die nach dem Krieg in Europa bestehen müßten. Der Redner sagte unter anderem folgendes: „Beim Friedensschluß müssen die Grundlagen zum weiteren friedlichen Zusammenleben der Völker gelegt werden. Als erster Grundsatz erscheint dabei: die unbedingte Unterordnung unter ein internationales Tribunal (Schiedsgericht) und die Entwaffnung der Kriegsmacht zu Lande. Zweiter Grundsatz —

Kleines Feuilleton.

Der Nebenbuhler.

(Zeitgemäße Erzählung von Walter Boje.)

Herbert Enken saß im Zimmer seines Quartiers am offenen Fenster und schrieb an seine Braut. Vom Gutshofe, wo der Divisionsstab lag, schallte der eintönige gleichmäßige Schritt des Wachtpostens zu ihm herüber. Neben seinem Wohnhause stand ein Schuppen, der seine Flugmaschine barg.

Enken horchte auf. Im Schuppen war etwas nicht ganz richtig. Er stand auf und ging hinaus. Es war wieder alles still geworden. Enken schloß den Schuppen auf, zündete ein Pölschen an und leuchtete umher. Im Schuppen war niemand. Der Gindeker stand noch gerade so, wie er gestern hineingekommen war. War wirklich niemand an seinem Apparat gewesen? Kein türkischer Spion oder etwas ähnliches? Der Aviatiker schüttelte den Kopf und schloß wieder ab. Die zusammengekauerte Gestalt im Führersitz hatte er nicht bemerkt. Der Mensch im Führersitz wartete noch einen Augenblick, bis der Schritt des Wachtpostens verhallt war. Als er die Tür des Hauses zuschlugen hörte, kroch er wieder hervor und setzte die Arbeit, die er kurz vor dem Beginnen hatte, fort.

Enken saß drüben wieder und schrieb. Ein leise fragendes Geräusch drang wieder an sein Ohr. Enken wurde unruhig. Er nahm die Lampe und ging noch einmal hinaus.

die Freiheit der offenen Meere und die Entwaffnung der Kriegsmacht zur See. Ich spreche absichtlich von offenen Meeren, da ich den Gedanken betreffs Freiheit der Meere auf die Meerengen nicht ausdehne und gerne zugebe, daß für die Benutzung der Verbindungswege zur See besondere Vorschriften und Regeln geschaffen werden müssen.

Wenn diese zwei Momente festgelegt und gesichert sind, so fällt die Notwendigkeit einer Gebietsgarantie weg, und hierin besteht der dritte Grundsatz des neuen internationalen Rechts, der dem ausgezeichneten Sendschreiben des Papstes zu Grunde liegt. Wenn von unseren heutigen Feinden diese internationale Ordnung, wonach wir von ganzem Herzen streben, angenommen wird, so hat man Gebietsgarantie gar nicht nötig; in so einem Falle können wir auf einen Gebietszuwachs der österreichisch-ungarischen Monarchie verzichten, — freilich nur unter der Bedingung, daß der Feind unsere Gebiete ganz räumt.

Der vierte Grundsatz, der beobachtet werden muß, wenn nach dieser schweren Zeit die friedliche Entwicklung der ganzen Menschheit sicher gestellt sein soll, besteht in der Freiheit der ökonomischen Tätigkeit aller Völker und in einer unbedingten Lösung von ökonomischen Kriegen in der Zukunft. Ehe wir den Frieden schließen, müssen wir voll und ganz davon überzeugt sein, daß unsere heutigen Feinde diesen Grundsatz aufgegeben haben. Das sind die Grundprinzipien einer neuen internationalen Ordnung, wie ich sie mir vorstelle.

Alle diese Grundsätze sind aufgebaut auf einer allgemeinen Entwaffnung der Streitkräfte der Völker. Deutschland hat sich in seiner Antwortnote an den Papst auch dem Gedanken der allgemeinen Entwaffnung angeschlossen. Ja auch unsere heutigen Feinde teilen, wenn auch nur zum Teil, diesen Grundsatz. Ich bin in vielen Fragen anderer Meinung als Lloyd George, darin aber sind wir vollständig einig, daß es keinen Krieg geben darf, der Revancheziele (nach Rache oder Vergeltung trachtende Ziele) verfolgt.

Die Frage des Schadenersatzes, die von den verbündeten Mächten immer wieder aufgeworfen wird, nimmt einen merkwürdigen Charakter an, wenn man bedenkt, welche Verwüstungen in Galizien, Bulowina, Tirol, am Insonzo, in Ostpreußen und in den deutschen Kolonien angerichtet worden sind. Wollen die verbündeten Mächte uns für das alles Genugtuung gewähren? Oder sind sie in der Abschätzung unseres Charakters dermaßen in Irrtum verwickelt, daß sie an die Möglichkeit eines einseitigen Schadenersatzes denken? Nach den vielen Reden, die wir zu hören bekommen haben, hätten wir wohl Grund, das letztere anzunehmen. Es braucht aber niemand zu denken, daß unser Programm, das in so friedliebendem Tone gehalten ist, auf immer abgefaßt ist. Wenn unsere Feinde uns zwingen sollten, den Krieg fortzusetzen, so werden wir genötigt sein, unser Programm einer Durchsicht zu unterziehen und unsererseits Genugtuung zu verlangen. Ich spreche von dem gegenwärtigen Moment, denn ich bin überzeugt, daß gegenwärtig auf Grundlage der oben angeführten Prinzipien ein allgemeiner Frieden möglich ist. Sollte jedoch der Krieg fortgesetzt werden, so behalten wir uns die Freiheit des Handelns vor.

Vergeblich, an seinem Flugapparate war tatsächlich nichts. Der nächtliche Eindringling war schon fort. Aergertlich über sich selbst, ging Herbert wieder hinüber. Er war heute zu aufgeregter. Der morgige Erkundungsflug mochte daran schuld sein. Aber er hatte doch sonst nicht dieses Gefühl gehabt. Oder war die heutige Vorstellung mit dem Herrn Wassilij Andreewitsch, den er den Namen nach als früheren Verehrer seiner Braut kannte, die Ursache? Wassilij Andreewitsch Gortschakow war erst kürzlich von der Westfront gekommen, wo er bisher ein Flugzeug geführt hatte.

Dummheit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, er kannte seine Braut und wußte, daß sie nicht mehr an den Moskauer Flieger dachte. Er verschloß den Briefumschlag, drehte das Licht aus und begab sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen weckte ihn eine Ordonanz des Divisionsgenerals, die ihm den Befehl brachte, unverzüglich seine Flugmaschine flott machen zu lassen und sich zum Befehlsauftrag beim General einzufinden.

Enken begab sich zu ihm, empfing seine Instruktion und ging wieder zu seiner Maschine, wo sich schon mehrere Offiziere eingefunden hatten, auch Wassilij Andreewitsch. Im Gegenwart des Generals wurden sämtliche Sicherungen noch einmal geprüft — die Maschine funktionierte aufs vortrefflichste, und der Aviatiker machte dem General die diesbezügliche Meldung: „Melde gehorsamst, daß der Apparat flugbereit ist!“ — „Ich danke Ihnen! Bitte, steigen Sie auf!“

Enken kletterte in den Führersitz, der

Aus der Heimat.

Ein Waldhagtag.

Das Dorf Herzog am großen Karaman hat endlich nach vielen Beratungen mit irgendwie zusammengesetzter Stimmenmehrheit ein Machtwort gesprochen und seinem trauten Heimatwäldchen den Todesstoß versetzt. Die schauspielartige, herzogliche Holzmacherei bezeugt ein ries bellagenswertes Abwärtssteigen unseres deutschen Holzgabrudentums, spiegelt das fragehafte Wahngelbde seiner immer mehr ausartenden Freiheit, seine wider natürlich wachsende Freude an der Zerstörung und Vernichtung alles ordentlich Bestehenden in den grellsten Farben wieder.

Es war durch die bürgerliche Dorfobrigkeit der Befehl erlassen worden, daß niemand sich unterstehe, die Waldarbeit vor dem bestimmten Glockenzeichen zu beginnen. Natürlich, alles nach Ordnung und Gerechtigkeit. Nun hätte man sie sehen sollen, die guten Herzogen, wie sie in des Holztages frühesten Frühe mit Sägen, Aexten und Beilen, gereiht und gegliedert wie in Schlachtlinie, am Berge standen, bald erwartungsvoll ungeduldig nach dem Kirchturme lugend, bald mit den Augen die Waldentfernung messend! — Endlich der langersehnte Glockenton! — Erst allgemeines kurzes Aufhorchen, dann wildes Nennen — alles brauste im Sturme den Dorfweg hinab, der grünen Vogelstadt entgegen. Wie mochten die Waldbäume anfangs den sonderbaren Wettlauf verwundert angestaunt und lustig belächelt haben! — Aber wehe, bald bringen die scharfe Art und die schneidige Säge schmerzliche Wunden in die Eichen und Birkenstämme, so daß sie stöhnend die Wipfel schüttelten, und die Wöglein ängstlich davonslogen. Die leidenschaftlichen Menschen blieben kalt und gefühllos bei der Bäume Seufzen und Wehklagen, sie lobten nur ihr großes Glück, redeten von schätzbarem Nutzen, und dabei dröhnten immer wuchtiger die Axtschläge, immer tiefer grub sich die Säge ins saftige Holz. Die Arbeit ging vorwärts, rastlos, ohne Hindernis. Da hallte plötzlich aus dem Talgrund ein heiseres Schreien und Johlen. „Was ist's?“ fragte ein Holzer seinen fleißigen Nebenmann. „Man streitet um einen Baum,“ gab dieser gleichgültig zurück. Später zischelte man von einer wilden Prügelei. Schadet weiter nichts, die unschuldige Natur leidet, warum nicht ihr schuldiger Verderber? Sonst stand dem Holzbürgerleibe nichts im Wege, kein Auserhalt, keine Unterbrechung. Baum um Baum sank stehend zu Boden. Immer mehr lichtete sich das Talgrund, es entstanden freie Räume, und diese weiteten sich zu nur größerem Umfang; endlich war das Werk vollbracht. — Der Herzoger Wald war gewesen.

Wohl hatten die Herzoger Holz gemacht, doch mußte daselbe noch eine Nacht im Freien liegen. Da kamen im Dunkel des Dorfes saubere Brüder und stahlen manches Nutstücklein, hieben auch noch einzelfühende Eichen und Linden. So hatte Herzog Wald geteilt für seine Spitzbuben. Er wollte halt ein wenig Hans im Glück spielen, vertauschte gelassen sein Gold und kehrt nun mit dem Wehstein nach Hause zurück.

Dritter Bericht des Feldpredigers an der kaukasischen Front.

(Schluß.)

Nach dem in Offizierskasino eingenommenen Mittag überreichte mir der Kommandant als Geschenk 50 Rbl. Das war bis jetzt

Propeller wurde angebracht, der Gindeker fuhr eine kurze Strecke noch auf dem Erdboden und stieg dann in ziemlicher steiler Bahn in die Höhe. Einige Augenblicke kreifte er über den Häuptern der ihm interessiert nachschauenden Offiziere und schwebte dann in südlicher Richtung davon.

In 5000 Faden Höhe flog der Aeroplan in der lachenden Sommerluft. Ueber ihm blaute der Aether, unter ihm schwandten Berge, Täler, Wälder und Felder. Außer dem gleichmäßigen Surren des Propellers war nichts anderes hörbar. Alles war friedlich hier oben, und unten? — Dort drüben lag ein dunkles Fleckchen auf der Erde, das war Bittlis. Unmittelbar dahinter zogen sich die beiden Fronten hin. Dort ging der Tod um, der Tod, dem Herbert Enken hier oben zu trocken wachte.

Ein schwacher Knall drang von unten herauf — bijj — bijj — — brumms! Brumms! Zwei Schrapnellsplitzen weit unter dem Aeroplan, er war also von den Türken entdeckt worden. Enken ließ sich etwas herab. Als er die Höhensteuerung zog, machte sich ein leises Klirren des Drahtes bemerkbar. Der Flieger stuzte. Das geschah doch sonst nicht? Er benutzte das Steuer noch einmal und ließ sich noch tiefer herab. Wieder dieses merkwürdige Klirren. Enken wurde unruhig. Herrgott im Himmel, sollten sich die Schrauben, die den Draht am Steuerflügel hielten, gelöst haben? — Unmöglich! Er hatte doch seinen Gindeker vor seinem Aufstieg noch einer eingehenden Untersuchung

das erste Mal, daß ich von der Regierung für meine Arbeit etwas bekam.

Darauf ging es weiter nach Nishnij-Achalik, wo die 11-te Ingenieurdrushine stand. Diese Drushine machte auf mich einen etwas gedrückten Eindruck. Die Soldaten waren meist etwas traurig und es wollte keine freudige Stimmung eintreten. Einige schienen mir sogar trostlose Gesichter zu machen. Auf meine Frage nach dem Grunde dieser Erscheinung antwortete der Chef der Drushine, es seien lauter genesende Soldaten, Leute aus den Lazaretten, denen die Arbeit noch etwas schwer falle und ihre Stimmung deshalb herabdrücke. Ob aber das der alleinige Grund dieser bisher einzigen Erscheinung sei — ich kann es nicht entscheiden.

Nach dem Abendgottesdienst fuhren wir weiter nach Chorasan. Da mein Chauffeur in der Drushine nichts zu essen bekommen hatte, und sonst weit und breit nichts Eßbares aufzutreiben war, war er sehr ärgerlich und schweigend. Sein Auto aber ließ er sausen über Stoß und Stein, so daß wir manchmal in Gefahr waren, im Bogen aus dem Auto herauszufallen. Die Wege sind nämlich nicht überall im besten Zustande, trotzdem ihn Ingenieur- und Arbeiterdrushinen und Abteilungen beständig ausbessern. Als ich einmal schon auf meine lieben Deutschen böse werden wollte, weil es ja deutsche Art ist, saubere und ordentliche Arbeit zu leisten und ich diese deutsche Arbeit hier nicht überall vorfand, tröstete und beruhigte mich ein Offizier mit der Behauptung, die Steine seien hier zu weich, trotzdem sie Granitfarbe haben, und dazu wäre der Verkehr zu groß; alles gehe ja auf diesem Wege an die Front.

Zu den fraglichen Annehmlichkeiten des Reisens in der Türkei gehört auch der Staub, der stellenweis faustdick auf der Straße liegt. Wird er aufgewirbelt, was ja die Regel ist, durch Lastfuhrwerk, Automobile und Wind, dann dringt er in alle Poren und behindert das Atmen.

Da ich gerade bei den Reisebequemlichkeiten bin, so will ich noch zweier Erwähnung tun. Das sind am Tage die Fliegen und in der Nacht die Mücken. Ich habe mich oft gefragt, wo diese Schwärme von Fliegen herkommen, die alle Wände wie mit einem schwarzen Flor bedecken, in den Speisen, im Tee und im Wasser Selbstmord begehen und alles, ja buchstäblich alles punktieren, und warum nichts zu ihrer Vertilgung getan wird. Jegenowo habe ich sogar ein Plakat gesehen mit der Aufschrift: „мухи — злая ие пару челоуечества“ (die Fliegen sind die gefährlichsten Feinde der Menschheit), aber Fliegen gift habe ich nirgends angetroffen. Und auf meine Frage, wie die Herren Offiziere und Soldaten überhaupt schlafen können bei dieser Menge von Springern, habe ich immer nur die Antwort bekommen: „Wir sind daran gewöhnt“. Eine gute Gewohnheit — das! Wenn ich nicht wüßte, woher die roten Punkte und Kreise auf meiner Hand kämen, ich könnte denken, ich hätte die Majern oder Scharlach. Besonders unruhige Nächte verursachten mir gemeinsame Attacken der Springer — der Kavallerie — und der breiten, platten, braunen schwerfälligen Wägen — der Artillerie! Die Infanterie des 2. . . Regiments habe ich nur, Gottlob, noch vom Leibe halten können.

Als auf der Synode in Katharinenstadt von einem Opfer gesprochen wurde, das Wacker und ich brähten, dachte ich, es wäre doch nicht so schlimm, aber jetzt komme ich mir öfters doch wie ein Opferlamm vor . . .

unterzogen, und da war alles fest verschraubt gewesen.

Hinter der türkischen Front steigen zwei Kampfflieger auf. Unverrichteter Sache wollte Enken nicht zurückkehren, also die Geschwindigkeit verdoppeln! Er wendete und flog östlich, genau über dem feindlichen Schützengraben.

Wie ein Falke schoß der Aeroplan davon, und sein Führer spähte mit raubgierigen Augen nach der feindlichen Stellung. Bijj — bumm! Ueber ihm plakte wieder ein Schrapnell, die Splitter sausten durch die Tragflächen seiner Maschine und rissen einige Löcher in die seidene Bespannung der Flächen. Er flog also etwas zu tief. Bijj — bijj — bijj! — — — Bumbumbumm! krachten jetzt aber die Schrapnellsplitzen um ihn herum. Die Sache wurde immer kritischer. Bijj — bumm! Wieder so ein Ding und wieder eins, und jetzt krachte es um ihn herum, als wäre die Hölle losgelassen. Ein weißes Wölkchen nach dem andern wurde plötzlich in die Luft gezaubert. Enken war in einen regelrechten Herensabbath hineingekommen. Ein Geschößsplitter hatte das Holz des einen Propellerflügels getroffen und ein Stück losgerissen, der Gindeker flog merklich langsamer als früher.

(Schluß folgt.)

In Chorasan kam mir mein Konfirmand, Alexander Künzel, Sohn eines Warenburger Kirchenvorstehers, sehr freundlich entgegen. Mit ihm habe ich auch im Araks gebadet. Das war nach langer Zeit eine herrliche Erquickung für mich.

Um 2 Uhr nachmittags begaben wir uns auf die Weiterreise und kamen nach 2 Stunden in Kuprikei an, wo mich der Kommandant — ins Deutsche übersezt heißt sein Name Schafskopf — zwar freundlich empfing, aber nichts getan hatte, um die Deutschen zum Gottesdienst zu sammeln. Zum Glück versiel ich auf den Gedanken, einen Deutschen rufen zu lassen, worauf bald Heinrich Weisle, Sohn des Heinrich aus Warenburg, bei mir eintrat. Der liebe Mann hatte nun die Ankunft seines Pastors kundgetan, wollte sogar in die Umgegend, wo ein kaukasisches Schützenregiment stand, reiten, wurde aber daran verhindert. Erst um 11 Uhr nachts fing das Telephon an zu arbeiten, um Nachricht von meinem Kommen heranzuschicken.

Ein grusinischer Priester, Herr Dschelajer, hörte, daß wir im Theater Gottesdienst halten wollten, hielt das aber für unschicklich und bot mir seine Feldkirche (ein großes Zelt) an. Es sei zwar Feiertag morgen, sagte er, aber die Russen kommen ja doch nicht in die Kirche. Mit Dank nahm ich dieses Anerbieten an, und zu meiner großen Freude haben die Deutschen durch ihr zahlreiches Erscheinen den Russen ein gutes Beispiel gegeben.

Zum Mittagessen wurde ich vom Oberarzt in ein Lazarett eingeladen. Die paar deutschen Rekonvaleszenten waren in die Kirche gekommen, so daß ich die Hospitaller in Kuprikei nicht zu besuchen brauchte.

Koprikei ist bemerkenswert durch eine Narjanquelle, aus der wir 3 Flaschen entnommen haben, und durch eine große steinerne Brücke, die angeblich aus der Zeit Alexander des Großen von Mazedonien stammen soll, also schon über 2000 Jahre alt ist. Von Koprikei hatte ich die Absicht nach Chnyz-Kala, in der Richtung auf Misch, abzubiegen, hörte aber unterwegs, daß von dort alle Deutschen überführt worden seien.

Die nächste Station war Hassan-Kala, bemerkenswert durch eine zerstörte Festung und durch Schwefel-Eisen-Bäder. Nach Einquartierung in der Offiziersherberge besuchte ich Lehrer Streck, aus Husenbach stammend, der in überaus herzlicher Zuverlässigkeit mit mir alle Gänge und vorbereitenden Schritte getan hatte. Er ging mit mir auf die Suche nach einem gottesdienstlichen Lokal, er ging mit zum Garnisonschef, ja er übernahm, als der Garnisonschef meinte, der Befehl könne bis morgen früh nicht überall hinkommen, sogar die Bewilligung und die Zustellung des Befehls in alle Teile der Garnison. Diesmal ging es nun nicht anders, als daß wir in einem Theater unseren Gottesdienst halten mußten. Es gab in ganz Hassan-Kala nur einen großen Saal, und das war eben das Theater. Nach Besuch der zwei Lazarette und dem Mittagessen bei einem gewissen Herrn Grenz aus Wodz fuhrn wir um 3 Uhr nach Erzerum ab. Nach einer Stunde wurden die Forts dieser Festung sichtbar und um 6 Uhr Abends fuhrn wir in der Stadt Erzerum ein.

Eduard Seib. Soldatenpastor.
Erzerum, den 1. September 1917.

Bur Flüchtlingsfrage.

Aufruf des II. Kongresses der Wolgadeutschen an die deutsche Bevölkerung des Wolgagebietes.

Deutsche Mitbrüder!

Erstürmte Bilder sind uns in den Tagen des Kongresses über die geradezu erschreckende Notlage unserer Stammesbrüder, die während des blutigen Krieges von seiten der alten russischen Regierung aus ihrer Heimat unter unjähligen Entbehrungen und ungerechten Bedrückungen verjagt wurden, geschildert worden.

Wenn schon die Reise ein graufiger mit Gräbern bestreuter und mit Tränen getränkter Leidensweg war, so müssen diese Aermsten der Armen, verschlagen in die verschiedensten Dörfer des unermesslichen Reiches, in russischen Städten und Dörfern, auch heute noch, selbst in unserem deutschen Wolgagebiet auf die Dauer unerträglich schweres Glend erdulden. Beinahe die Hälfte aller Vertriebenen sind schon bereits ein Opfer dieses Massenelendes geworden. An den Kongress ging seitens der Vertreter der Vertriebenen ein herzergreifender Notschrei, den übriggebliebenen Teil dieser Unglücklichen doch dem sicheren Untergang zu entreißen. — Infolgedessen fühlt sich der Kongress gezwungen, an Euch, geliebte deutsche Mitbrüder, die bringende Aufforderung zu richten, diesen Euren Stammesbrüdern die helfende und rettende Hand zu bieten.

Deutsche Männer und deutsche Frauen! Es sind unsere Brüder und Schwestern, die am Abgrunde des Verderbens stehen. Es sind nicht Fremde, die unserer helfenden Liebe bedürftig sind. Einst, in den Hungerjahren, ist auch so manche Liebesgabe von den Deutschen aus Wolhynien und Polen zu uns geflossen. Heute schlägt für uns alle die Stunde der dankbaren Vergeltung! —

Jede Art der Hilfeleistung und jede milde Gabe, mag sie noch so klein sein, wird seitens der Vertriebenen gewiß mit einem „Vergelt's Gott“ empfangen werden. Doch hält es der Kongress für seine heilige Pflicht, diese Hilfeleistung in einer organisierten, allseitig befreienden Weise in Ausführung zu bringen. Der Kongress erlaubt sich deshalb folgende praktische Vorschläge zu allgemeiner Kenntnis und womöglicher Ausführung zu veröffentlichen:

In allen Gemeinden soll sofort eine ständige wiederkehrende Sammlung in Naturalien (Lebensmitteln, Heizmaterial, Kleider und and. Sachen) oder in Geld für die Flüchtlinge oder Vertriebenen veranstaltet werden.

— Ferner erkennt es der Kongress für dringend notwendig an, womöglich in allen Gemeinden eine progressive Selbstbesteuerung des wohlhabenderen Teils der Bevölkerung in Angriff zu nehmen, und zwar in der Weise, daß etwa derjenige, der ein Einkommen von 600 Rbl. oder 15 Dessjatinen Ausfaat hat, sich mit einem Rbl. besteuert und dann auf je weitere 100 Rbl. oder 5 Dessj. Ausfaat ein Rubel mehr und so fort besteuert wird.

Endlich hat sich der Wolgakongress in seiner Sitzung am Morgen des 21. September d. J. zu einem großen Wohltätigkeitsverein zusammengeschlossen, dem alle Teilnehmer des Kongresses als Gründer und Vertrauenspersonen mit einem Jahresbeitrag von mindestens 1 Rbl. beitreten. Dieser Wohltätigkeitsverein soll augenblicklich vor allem unseren Notleidenden vertriebenen Stammesbrüdern zu Gute kommen, dann in Zukunft eine Zentrale oder Liebesarbeit in unserem Wolgagebiet werden.

Die Ausarbeitung der Satzungen dieses Vereins wurde dem Zentralkomitee übertragen. Alle, die gewillt sind, diesem wahrhaft christlichen Werke der Liebe in unserer Mitte beizutreten, werden gebeten, sich an die Delegiertenglieder des Vereins oder an die Ortsgeistlichen zwecks Aufnahme in die Zahl der Mitglieder zu wenden.

Der Kongress gibt sich der festen Hoffnung hin, daß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau es für ihre ernste Gewissenspflicht halten wird, das Werk helfender und rettender Liebe tatkräftig zu unterstützen, denn „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“

Der Vorstand des 2. Kongresses der Wolgadeutschen.

Ist noch Nächstenliebe vorhanden?

Auf diese Frage, lieber Leser, kann wohl eine verschiedenartige Antwort gegeben werden. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Flüchtling, richtiger ein vertriebener aus Wolhynien, welcher schon nachgedacht hat über diese Frage.

Als wir Flüchtlinge im Juli-August 1915 in verschiedenen Kolonien im Zekaterinowskischen Gouv. anlangten und von manchen Leuten als lästige Gäste empfangen wurden, als manche nach etwas Milch für die kleinen Kinder auf den „Basar“ geschickt wurden, die nichts bekamen, obwohl die Wirte ihre Schweine damit fütterten, da habe ich gezwinkelt an dem Vorhandensein der Nächstenliebe. Besonders schwer fiel es jedem Flüchtling, der solche Erfahrung zu machen hatte, wenn dieselbe von deutschen ewang. Brüdern herrührte. Und es gibt noch tauende meiner lieben Heimatsgenossen, welche bis heute täglich diese traurige Erfahrung machen müssen, weil sie eben bei solchen Leuten sind, welche tatsächlich keine Nächstenliebe haben, sondern ruhigen Herzens Jammer, Glend und Not mit ansehen können, ohne etwas von ihrem Ueberfluß dafür zu verwenden, um den armen Unglücklichen ihre Last leichter zu machen.

Doch es gibt auch Fälle, wo man sehen kann, daß die Nächstenliebe noch nicht ausgestorben, sondern unsern deutschen Brüdern tief im Herzen wohnt. — Von einem solchen Fall kann ich ein schönes Zeugnis über die Gemeinde H. in D. G. ablegen. — Die Gemeinde hatte vor kurzem einen Lehrer angestellt, welcher ebenfalls ein Flüchtling aus Wolhynien war. Der Mann nahm seine letzten Ersparnisse zusammen und wagte es in dieser teuren Zeit eine Kuh zu kaufen in der guten Absicht, doch seine Familie mit Milch versorgen zu können, um nicht den Leuten zur Last zu fallen und um Milch zu betteln.

Aber was geschah in kurzer Zeit? Das Tier, für welches 500 Rbl. bezahlt waren, lag eines Morgens früh tot da! Man kann sich vorstellen, wie groß der Schreck der armen Leute war!

Die Leute der Gemeinde zeigten aber bald, daß sie ihnen noch Nächstenliebe seien. Sie veranstalteten eine freiwillige Kollekte für die unglückliche Familie und bald darauf bei gegebener Gelegenheit, überreichte der Gemeindefürsorge dem Lehrer einen Baden-Papiergeldschein mit den Worten: „Das haben wir für Sie gesammelt zu einer Kuh.“ Die Freude des Lehrers und seiner Familie war sehr groß; nicht nur allein des Geldes wegen, sondern auch über die Erfahrung, daß noch Nächstenliebe vorhanden sei und zwar in den Herzen seiner Gemeindeglieder.

In herzlichster Dankbarkeit gegen seine Wohltäter wünscht der Lehrer denselben Glück und Gottesseggen und schreibt diese Zeilen all denjenigen deutschen Brüdern zur Nachahmung, welche Gelegenheit haben zu ähnlicher Tat. Gaffet uns Gutes tun und nicht müde werden.
J. D. G e r t.

Unsere Soldaten.

Dankbarkeit.

Ein Strom von Gefühlen durchzieht meine bewegte Brust, indem ich diese Zeilen niederschreibe. Schmerz und Freude berühren in gleichem Maße die Saiten meines Herzens. Vor mir liegt der Brief eines teuren Soldaten, der soeben aus Sarajewo eingetroffen ist. Nur wenig Zeilen, nur schlichte Worte bilden den Inhalt desselben, und doch wirken sie aufmächtig auf jedes Herz, das einigermaßen für die Leiden und Freuden seiner Brüder, draußen an der Front, empfindet. Mit bitteren Worten schildert der Brief zuerst die Leiden unserer Soldaten während der drei Kriegsjahre.

Es ist allen zur Genüge bekannt, was der deutsche brave Wolgajohn in den ewigen Bergen des fernen Kaukasus physisch zu erleiden und zu erdulden hatte: Hunger und Durst, Frost und Hitze, Krankheit und Seuchen haben manches junge Leben unserer teuren Brüder vernichtet. Dazu kam noch der zügellose Haß und die blinde Wut seitens der russischen Brüder, so daß sich Ungerechtigkeiten aller Art breit machten und das ohnehin schon bittere Leben unserer deutschen Brüder noch elender und verzweifelter wurde. Der Kaukasus ist zu einem großen deutschen Friedhof geworden, der unzählige Tränen, unsagbares Leid, titanenhaften Schmerz und zum Himmel schreiende Ungerechtigkeiten begraben hat. Die Berge mit den ewigen Schneeflecken werden es schweigend dem Waderner erzählen und in der Ewigkeit wird die Meinung gefordert werden über die angetane Ungerechtheit.

Doch zu weit bin ich gegangen; dazu hat mich der Brief nicht bevollmächtigt. Aber eine andere, eine schönere Vollmacht hat er mir gegeben, die zu erfüllen mir heilig und teuer ist. Sie allein ist auch die Ursache, weshalb diese Zeilen der Öffentlichkeit übergeben werden. Es sind die Freuden unserer Soldatenbrüder, welche der Brief enthält. Es heißt unter anderem in demselben: „Endlich ist auch zu uns ein lutherischer Pastor gekommen und sogar auch noch aus der lieben Heimat!“ Freund, der du dieses liest, verstehst Du diesen Ausruf? „Ein Pastor aus der lieben Heimat!“ O wie vieljagend derselbe für einen Soldaten ist! Dieser Ausruf enthält eine zweiseitige Freude. Es ist die Freude, daß nur endlich das glühende Verlangen nach dem Worte Gottes und den heiligen Sakramenten, und die Sehnsucht nach persönlichen Grüßen und Nachrichten aus der teuren lieben Heimat gestillt wird. Dieser Ruf der Freude scheint mir jenem Jubelruf zu gleichen, der sich der Brust des erschmachtenden Wanderers in heißer Wüste entringt, wenn sein Auge plötzlich die Dase entdeckt, wo er seine erschlafften Glieder wieder ausruhen und erquickend lassen kann. Wir, die wir noch zu Hause sind, können diesen Ausruf unmöglich in seiner ganzen Bedeutung erfassen. Nur unsere Söhne und Brüder, die schon 3 Jahre lang nach Göthe's Wort: „Entbehren sollst Du! sollst entbehren!“ leben müssen, die nur allein können ihn in seiner ganzen Größe erfassen und begreifen.

So höre denn, deutsches Herz in der Heimat, was deine Söhne und Brüder draußen im fernen Kaukasus so freudig bewegt und so dankbar gemacht hat: Das heilige Abendmahl ist ihnen gereicht, das Wort vom Kreuze verkündigt und Grüße aus der Heimat sind ihnen gebracht worden. Und der Friedensbote, der ihnen diese Freuden bereitet hat, war unser verehrter und lieber Pastor Seib, von dem wir unlängst schon einen Bericht über seine apostolische Tätigkeit gelesen haben.

(Schluß folgt.)

Verschiedene Nachrichten.

Werden wir noch weiter Krieg führen? Auf der letzten Sitzung des Petersburger Rats der Arbeiter- und Soldatendeputierten machte das Auftreten des Offiziers Tubassow, der von der Front gekommen war, einen sehr starken Eindruck. Er erklärte, daß die Soldaten jetzt weder Freiheit noch Land wollen — eins nur wollen sie: das Ende des Krieges.

— Redet hier was ihr wollt, sagte Tubassow, die Soldaten werden nicht weiter kämpfen. Es wurden Stimmen laut:
— Das haben sogar die Maximalisten nie gesagt.

Tubassow erwiderte darauf:
— Wir wissen nicht und interessieren uns auch nicht dafür, was die Maximalisten sagen; ich habe nur meine Pflicht erfüllt, euch das zu sagen, was man mir aufgetragen hat. (Bl. N.)
Kronszucker. Die Zeitw. Regierung hat eine Verordnung veröffentlicht, wonach künftig nur die Krone den Verkauf des Zuckers haben wird. Die Preise werden bis zu einer etwaigen Veränderung derselben folgende sein: Sandzucker von 37 Rbl. 20 Kop. bis 57 Rbl. 20., die Raffinade (Stück- oder Hutzucker) von 40 bis 60 Rbl. das Pud. Der Verkauf des Zuckers während der Kriegszeit wird nach einem Plan geschehen, den das Verpflegungsministerium ausarbeiten wird und der von dem ökonomischen Hauptkomitee bestätigt werden muß.

Neueste Nachrichten.

25. September.

Nordfront.

Amtliche Meldung. Im Rayon des Dorfes Stoul beschoß die schwere Artillerie des Feindes unsere Vorderlinien. Auf dem Abschnitt südlich von der Pflomer Chauffee zeigte die feindliche Artillerie verstärkte Tätigkeit; besonders stark wurden beschossen unsere Positionen südöstlich von Spital, wo der Feind 2400 Geschosse abfeuerte. Um 2 Uhr nachts zeigten sich im Riga'schen Meerbusen, in nordwestlicher Richtung vom See Vlast, gegenüber Babasch, im Küstengebiet, 11 Motorboote, die durch das Feuer unserer Artillerie vertrieben wurden.

Eisenbahnunglück.

Kostow a. D., 27. September. Um 3 Uhr nachts stürzte der Postzug № 41 zwischen den Stationen Argun und Dschalka im vollen Gange an einem Abhang hinab. Der Post-, der Bagage- und sechs Passagierwaggons wurden zerquetscht. Im Moment des Unglücks wurde der Zug von Räubern stark beschossen, darauf begann das Rauben. Einstweilen sind 8 Tote und 50 Verwundete entdeckt worden. Die Rettungsarbeit wird fortgesetzt. Das Unglück ist ein Werk von Verbrechern, die die Schrauben an den Schienen losgedreht hatten.

Herausgeber: Das Zentralkomitee der deutschen Wolgakolonisten.
Verantwortlicher Redakteur: J. Schleming

Anzeige.

Georg Zille aus Wolhynien, Bez. Dubinskaja, Kreis Berestetsko, sucht seine Eltern. Adresse: п. о. Вирючье, Сам. г., с. Солянка, Георгу Цилле.

Balafowo.

Zur gefälligen Kenntnisnahme der Herren Geistlichen teile ich mit, daß in Balafowo einstweilen kein Abendmahlswein zu bekommen ist, doch hoffe ich bis zum 15.—20. September die Genehmigung zum Verkauf einer zweiten Quantität zu erhalten, was ich dann in der Zeitung bekannt machen werde.

Die Herren Pastoren wollen mir jedoch zuvor ihre mit Kirchenstempel und mit Angabe der Dörfer des Kirchspiels versehenen Bestellungen zukommen lassen, damit ich vom Komitee die nötigen Durchschlachten auswirken kann. Bis jetzt konnte man 1—25 Eimer Wein zu 26—35 Rbl. bekommen.
A. J. Schüler
Küster-Lehrer.

Deutscher

Schneider

Zivilgefangener

bittet edle deutsche Herrn, ihm einen Winterpaletot billig zu verkaufen.Adr. bitte in der Exped. dieses Blattes niederzulegen. 1

Ein freundliches

Zimmer

wird abgegeben in einem deutschen Hause. Elektrische Beleuchtung, Badezimmer im Hause. Eventuell auch Pension. Zu erfragen in der Redaktion. 1

Schöne

Grabdenkmäler

aus Zement
mit Sprüchen liefert zu billigen Preisen Friedrich Girsch in Ust-Kulalinka. Adresse: ст. Верхняя Кулалинка, Саратовск. губ. г-ну шувальмейстеру Рушъ. 1

Ein Lehrer oder eine Lehrerin

wird für ein Landgut gesucht. Anfr. zu richten Крапивная 32 Кельманъ. 3

Suche

Schreiberstelle

in einem Kolonie- oder Kreisamt. Ровное, Сам. губ., Георгий Яковъ Лихъ. 3